

Wissenschaftskommunikation oder: Wie patientenorientiert ist die komplementärmedizinische Forschung?

Corina Güthlin

Institut für Umweltmedizin und Krankenhaushygiene, Universitätsklinikum Freiburg, Deutschland

Ist Ihnen in letzter Zeit auch aufgefallen, dass alle paar Wochen ein anderes Magazin am Zeitschriftenkiosk mit einer «komplementärmedizinischen» Schlagzeile wirbt? Dies spiegelt die Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsstudie wider [1], der zufolge 58% der Befragten komplementärmedizinische Maßnahmen von ihrem Arzt verschrieben bekommen möchten und 48% sich mehr Informationen über mögliche Effekte dieser Methoden wünschen. Populärwissenschaftliche Magazine sind sich dieser Nachfrage offensichtlich bewusst und stellen entsprechende Informationen zur Verfügung. Aber sind diese Informationen auch so aufbereitet, dass die Autoren der zugrunde liegenden wissenschaftlichen Studien mit den Schlussfolgerungen der Journalisten einverstanden wären? Mittlerweile thematisieren sogar einzelne wissenschaftliche Veröffentlichungen die Gefahr von medizinischen Missinformationen durch die Medien [2] und die manchmal bewusste Manipulation der Öffentlichkeit bei gesundheitsrelevanten Themen [3].

Insgesamt kann die Komplementärmedizin auf eine ständig wachsende Basis wissenschaftlicher Publikationen blicken, die mittlerweile manche Befunde solide absichert. Dazu gehört zum Beispiel, dass Akupunktur bei Schmerzen eine erfolgversprechende Alternative zu Medikamenten und Massage ist. Gleichzeitig zeigt sich konsistent, dass auch die Placebo-Akupunktur (Sham- oder Minimalakupunktur) – vermutlich aufgrund von Kontexteffekten – gute therapeutische Resultate erzielt [4]. Daraus ergeben sich neue Forschungsfragen, die immer wieder die Studienmethodik in den Fokus nehmen. Aktuell befassen sich z.B. einige Publikationen mit der Erfassungsmethodik von Effekten in komplexen Systemen [5–6].

Für Patienten jedoch lauten die drängendsten Fragen: «Wirkt diese Maßnahme?» und «Soll ich das mal ausprobieren?».

Die erste Frage kann die komplementärmedizinische Forschung nicht mit der gewünschten Sicherheit beantworten (vgl. die Diskussion um Nichtüberlegenheit von Therapieer-

gebnissen über Placebo im experimentellen Setting); die zweite Frage lässt sich jedoch je nach Kontext mit Bestimmtheit bejahen (vgl. Ergebnisse aus pragmatischen Studien).

Auf den ersten Blick mag es paradox erscheinen, dass die Forschung keine eindeutige Auskunft zur Wirksamkeit einer Therapie im alltäglichen Setting geben kann. Auch sollten Patienten in der Aufklärungssituation sicherlich nicht mit methodischen Fragen konfrontiert werden, Journalisten und Pressereferenten jedoch sollten durchaus mit methodischen Schwierigkeiten in der Wissenschaft vertraut gemacht werden, berichten sie doch über die komplementär- und alternativmedizinische Forschung.

Selbstverständlich ist die Frage nach der Wirkung einer Therapie sowohl für Patienten wie für komplementärmedizinische und konventionelle Fachkollegen zentral. Allerdings kann mit dieser Frage sehr Unterschiedliches gemeint sein. So möchten krebskranke Patienten vielleicht wissen, ob eine Misteltherapie ihre Lebensqualität verbessern kann, Ärzte hingegen interessieren sich vielleicht mehr dafür, ob es zu Kreuzreaktionen mit anderen Medikamenten kommen kann, wenn sie z.B. ein Phytotherapeutikum verschreiben. Meines Erachtens ist die Wissenschaft verpflichtet, beide Interessengruppen zu informieren. Die Frage nach der Lebensqualität unter Misteltherapie könnte vermutlich aus der Literatur beantwortet werden, indem z.B. entsprechende Studien metaanalytisch ausgewertet würden. Die Ergebnisse könnten den Patienten dann in Form einer Patientenbroschüre zur Verfügung gestellt werden. Fragen nach der Wirkung von Phytotherapeutika bei gleichzeitiger Gabe von anderen Medikamenten sind dagegen in der Regel nicht das Ziel von klinischen Studien und deshalb anhand der bestehenden Literatur schwer zu beurteilen.

Insgesamt sind also weder Forschungsfragestellungen noch die Präsentation von Ergebnissen auf den Informationsbedarf einer breiten Öffentlichkeit zugeschnitten. Dies führt dazu, dass viele Menschen ihren Informationsbedarf durch Internet-

seiten fraglicher Qualität und Berichte in Massenmedien decken. Wir wissen jedoch, dass die «wahrgenommene Evidenz» einer Maßnahme maßgeblich von Werthaltungen und Ideologien abhängt [7]. Daher wird einer Beeinflussung Tür und Tor geöffnet, wenn vorhandene Informationen nicht via evaluierte Informationen ergänzt werden. Ein gelungenes Beispiel für eine solche Ergänzung ist die Informationsbroschüre für Patientinnen, die zum Screening im Rahmen der Brustkrebs-Früherkennung geladen werden [8].

Wünschenswert wäre ein Diskurs zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, das heißt einerseits ein «Scientists' Understanding of the Public» und andererseits ein «Public Understanding of Science» [9]. Für Wissenschaftler hat das drei wichtige Implikationen: (1) Wissenschaftliche Ergebnisse sollten nicht nur für Fachmagazine aufbereitet werden, sondern auch Laien auf verständliche Weise zugänglich gemacht werden. (2) Die Komplementärmedizin muss sich um die wissenschaftlich hochwertige Evaluation bestehender Informationsquellen bemühen. Gerade das Internet ist bei Patienten besonders beliebt, aber keinesfalls nach inhaltlichen Qualitätskriterien begutachtet. (3) Was untersucht wird und wie bereits existierende Studien aufbereitet werden, sollte sich mindestens zu einem Teil am Informationsbedarf der Öffentlichkeit orientieren.

Ähnliche Forderungen stellt auch die Arbeitsgruppe Wissenschaftskommunikation der Royal Society in England [10] und führt dafür verschiedene Argumente an:

- Wissenschaftskommunikation ermöglicht der Gesellschaft das Verständnis wissenschaftlicher Ergebnisse und damit die Teilnahme an aktuellen wissenschaftlichen Debatten;
- Wissenschaftskommunikation macht Forschung, das heißt auch die Arbeit der Forscher und der Geldgeber transparenter;
- Wissenschaftskommunikation ermöglicht es dem Einzelnen zu verstehen, wie Forschung sein Leben beeinflusst, und informierte Entscheidungen zu treffen;
- Wissenschaftskommunikation stellt Informationen zur Verfügung, die das Wohlbefinden und die Sicherheit einer Gesellschaft betreffen.

Daraus leitet sich nachgerade die Pflicht ab, die Öffentlichkeit zu informieren, wenn man in einer öffentlichen Einrichtung forscht oder aus öffentlichen Geldern bezahlt wird. Meines Erachtens sollten wir es aber auch in unserem eigenen Interesse nicht versäumen, unser Wissen und unsere Methoden auf die Evaluation bereits vorhandener, öffentlich zugänglicher Quellen anzuwenden. Wer, wenn nicht die Wissenschaft selbst, kennt denn die Ergebnisse so gut und verfügt über die Methoden, massenmediale Informationsquellen solide zu begutachten?

Darüber hinaus könnten Symposien mit Patientenvertretern zu dem erwähnten «Scientists' Understanding of the Public» beitragen. Wir sollten es nicht den Pharmareferenten großer Arzneimittelkonzerne überlassen, Patienten und Multiplikatoren mit Informationen zu versorgen, sondern relevante Ergebnisse selbst zur Verfügung stellen. So könnte vielleicht am Ende eines solchen Diskurses eine systematische Übersichtsarbeit stehen über die Wirkungen einer komplementärmedizinischen Methode auf die Lebensqualität, wenn sich dieses Thema als besonders wichtig für Patienten herausgestellt hat.

Manch einem mag diese Forderung, die öffentliche Meinung in den Wissenschaftsprozess einzubeziehen, obsolet oder gar unwissenschaftlich erscheinen. Eine solche Haltung wird aber den bestehenden Informationsbedarf nicht befriedigen und die Suche nach und die Rezeption von Informationen zweifelhafter Qualität eher noch verstärken.

Kurzum: Der Bedarf an Informationen zu komplementär- und alternativmedizinischen Maßnahmen wächst. Patienten wünschen sich eine nebenwirkungsarme und ganzheitliche Medizin, unabhängig davon, dass auf Seiten der Forschung immer wieder über die «richtige Interpretation von Wirksamkeit» diskutiert wird. Weder wird die Öffentlichkeit über diese Diskussion informiert, noch stellt die Wissenschaft ihre Studienergebnisse in allgemein verständlicher Form zur Verfügung. Systematische Bemühungen zur besseren Information der Gesellschaft scheinen mir daher dringend angezeigt.

Literatur

- 1 Härtel U, Volger E: Inanspruchnahme und Akzeptanz klassischer Naturheilverfahren und alternativer Heilmethoden in Deutschland – Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsstudie. *Forsch Komplementärmed Klass Naturheilkd* 2004;11: 327–334.
- 2 Salkovski PM, Wroe AL, Rees MCP: Shared decision-making, health choices and the menopause. *J Br Menopause Soc* 2004;10:13–17.
- 3 Clarke JN, Everest MM: Cancer in the mass print media: Fear, uncertainty and the medical model. *Soc Sci Med* 2006;62:2591–2600.
- 4 Witt C, Brinkhaus B, Willich S: Akupunktur. *Bundesgesundheitsbl Gesundheitsforsch Gesundheitsschutz* 2006;49:736–742.
- 5 Bell IR, Koithan M: Models for the study of whole systems. *Integr Cancer Ther* 2006;5:293–307.
- 6 Verhoef MJ, Vanderheyden LC, Fonnebo V: A whole systems research approach to cancer care: Why do we need it and how do we get started? *Integr Cancer Ther* 2006;5:287–292.
- 7 Barry CA: The role of evidence in alternative medicine: Contrasting biomedical and anthropological approaches. *Soc Sci Med* 2005;62:2646–2657.
- 8 Nationales Netzwerk Frauen und Gesundheit (Hrsg): Brustkrebs Früherkennung. Informationen zur Mammografie. http://media.gek.de/downloads/broschueren/NNFG_GEK_Mammografie.pdf.
- 9 Felt U: Scientific Citizenship. *Gegenworte* 2003;11: 1–5.
- 10 Royal Society Working Group (eds): Science and the public interest. Report issued April 2006. www.royalsoc.ac.uk/publication.asp?id=4805.